

Anton Legner
VON PRAG NACH KÖLN
Bilderbuch der Erinnerungen

»Die Zeit unseres Lebens ist siebzig Jahre,
und wenn es hochkommt, sind's achtzig.
Und ihr Stolz ist Mühsal und Nichtigkeit,
schnell ist es vorbei, und wir schwinden dahin.«

So heißt es in Psalm 90,10. Mein Leben hat diese Durchschnittszahl schon längst überschritten. Es verlief zwischen Krieg und Frieden, war aber auch voller Geschichten, deren Erzählungen die Freunde teils berührten, teils erheiterten. Deshalb rieten sie, aufzuschreiben, was an Erinnerungssplintern übrig blieb. Auch rund um die Ausgangspunkte eigener Forschungsarbeiten – den Teynkirchenaltar in Prag, das Heiltumbuch des Degenhart Pfäffinger in Mühlendorf, den Bergkristallpokal in Freiburg, den Apoll des Antico in Frankfurt, den Annoschrein in Siegburg, die Parlerbüste in Köln – ranken sich kleinere Episoden, die mit Erlebnissen zu tun haben, die sie auslösten.

In dieser Rückschau tauchen mitunter dieselben Figuren, Bilder und Personen in verschiedenen Abschnitten des Lebens wieder auf – wie der Monogrammist IP oder der Bergkristall als Pokal, als Reliquiar, als Kreuz und als Leuchter, erscheint Prag mit seinem Antlitz aus Mystik und Glanz, das sich umso mehr verklärte, je weiter es seit 1945 in die Ferne gerückt war, erscheint Köln, »die heilige Stadt«, zwar mit zerstörtem altem Gesicht, aber mit dem erhaltenen Schatz ihrer Heiligtümer. Ein guter Geist lenkte unseren Weg bis hierher, in die *felix Agrippina*, in die von Heiligen und Heiligtümern seit dem Mittelalter reich angefüllte Stadt.

In Forschung und Lehre nahm dieses Mittelalter, das »finstere«, wie Kenntnissarme es zu nennen pflegen, den ersten Platz ein. Diese Zuneigung hat mich nie losgelassen, ja sie wurde größer, je mehr »Tropfen Wissenschaft« ich eingenommen hatte.

Seit meiner Kölner Zeit erging es mir ähnlich wie einst dem Schriftsteller Hjalmar Söderberg (1869–1941), der für sich Heinrich Heine zitierte: »Im Rhein, im schönen Strome, / da spiegelt sich in den Well'n, / mit seinem großen Dome / das große, heilige Köln.« In sein Tagebuch trug Söderberg ein: »Ganz besonders jetzt, wo ich in einem kleinen Wirtshausgarten am rechten Rheinufer, in Deutz, sitze und das große heilige Köln mit dem alten Dom und den zahllosen Kirchen und Türmen sich im blaugrünen, sachte gleitenden Strome spiegeln sehe, eben wie es der Dichter sagt – vielleicht dass der junge Heine einmal selbst hier gesessen und von vergangenen Zeiten geträumt hat, vom Mittelalter, von dessen Romantik auch ich so tief und lange gefesselt war – ja, es hat mich wohl noch immer nicht freigegeben ... Oft habe ich mich gefragt, ob ich nicht in jener Zeit meine eigentliche Heimat hätte finden können.«¹

PRAGER ZEITEN

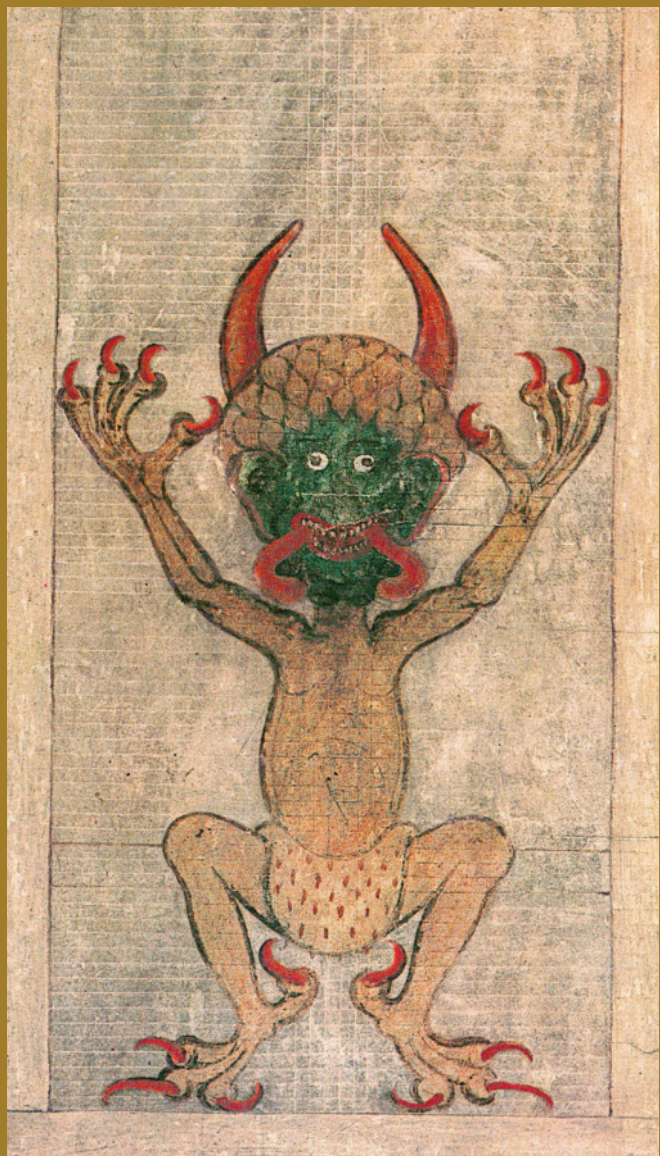
Zuerst als »Randlböhm« – wie die Österreicher sagen – 1928 in Südböhmen an der Grenze geboren, verbrachte ich die längste Zeit von Kindheit und Jugend in Prag, meiner Heimatstadt. Gern ging ich dort mit meiner Großmutter überall hin, in die Karmelitenkirche auf der Kleinseite zum Prager Jesuskind, auch auf den Heiligen Berg bei Příbram fuhren wir manchmal, und häufig besuchten wir die selige Maria Elekta auf dem Hradschin, die bei mir immer nur »die heilige Elektra« hieß. Nur von der Hostie habe sie sich ernährt, wusste man zu berichten. Ihr begegnete ich Jahrzehnte später wieder, von unserem Freund Karel Stádník gleichsam mumifiziert. Auch die Diebeshand, die verdorrt war, als sie nach dem Geschmeide der Muttergottes in der Thomaskirche gegriffen hatte, und die im Gewölbe am Eingang hing, zählte zu unseren Rundgängen.

Eigentlich wollte ich Zirkusdirektor werden. Als der Circus Krone in Prag gastierte, ging ich auch in seine Tier-schau. Dabei freundete ich mich mit einem Schimpansen an und fütterte diesen ganz nahe am Gitter. Auf einmal erfasste den Affen die Gier nach schnellerem Nachschub, und er streckte blitzschnell eine Pfote durch das Gitter, erwischte den längeren Teil meiner Krawatte und zog mich zu sich hin. Um den Hals wurde es eng und enger, bis ein Mann kam und mit seinem Taschenmesser die Krawatte durchschneid. In der typischen Prager Kleidung,

im Bild mit der Fliege statt mit dem beim Affenabenteurer abgeschnittenen Schlips, hörte ich während der Ferien in Oberbayern einheimische Buben sagen: Der kommt bestimmt vom Zirkus, vielleicht bekommen wir von ihm günstige Karten.

Nicht Zirkusdirektor, sondern Pfarrer sollte ich nach dem Willen meiner Großmutter werden. Aus den Altöttinger Wallfahrtsläden hatte sie für meinen Hausaltar im Vorzimmer der Wohnung das erforderliche Altargerät in Miniatur mitgebracht. Ministriert haben meine beiden älteren Schwestern, Zenzi und Anni, doch läuteten sie die Glocken oft aus lauter Übermut an den falschen Stellen der Messe, was eine wilde Jagd über Tisch und Bett zur Folge hatte. Solche und ähnliche Begebenheiten bestärkten meine Großmutter in der Annahme, dass ich vom Teufel besessen sein müsse.

Zum Teufelaustreiben ging sie mit mir ins Kloster Emmaus, wo mich der dortige Pater nicht vom Teufel befreien wollte, mir aber den Segen gab, den die Großmutter hinter mir mit lautem Zischen begleitete. »Hast du gehört, wie der Teufel aus dir herausgefahren ist?«, fragte sie. »Ja, und in Dich hinein«, antwortete ich. An diesen Gang nach Emmaus habe ich mich später noch oft erinnert. Und vielleicht führten diese Vorstellungen aus den Zeiten meiner Großmutter dazu, dass mein Interesse an der Satansgestalt, wie sie die Maler des Mittelalters sahen, nie erloschen ist. Womöglich unter dem Einfluss solcher Kindheitserinnerungen holte ich den *Codex Gigas*, den die Schweden aus Böhmen entführten, 1985 zur Ausstellung *Ornamenta Ecclesiae* nach Köln. Diese Teufelsbibel war mit Satans Hilfe zustande gekommen, berichtet die



Legende. Sein »Portrait« erscheint im Höllenbild neben der Darstellung des Himmlischen Jerusalem. Auch nachgemacht habe ich die Pose des Teufels zum Spaß nicht selten, zum Beispiel in der Krypta des Straßburger Münsters, was dazu führte, dass sich eine Klosterschwester, die ich nicht kommen sah, entsetzt bekreuzigte.

Der Teufel war – vor seiner weitgehenden Verbannung heutigentags – im Mittelalter oftmals auch geprellt worden. Daran erinnert zum Beispiel in der Münchner Frauenkirche die hinterlassene Teufelsspur, die der um seinen Lohn betrogene Satan hinterließ, als er erbost davonfauchte. Und Ödön von Horváth lässt im Märchen *Himmelwärts* den Teufel über einen Intendanten schimpfen: »Solche Leut hab ich gern! Zuerst schließt er einen Kontrakt mit mir, dass er mir seine unsterbliche Seele verkauft. Aber wie er jetzt seinen Kontrakt erfüllen soll, da schlägt er mit Händ und Füß um sich. Pfui!« Gerne habe ich solche Geschichten gesammelt und im schwergewichtigen Buch vom *Artifex*² zusammengetragen. Nicht nur Baumeister, Maler und Bildhauer stellten also ihre Kontrakte und Konflikte um ihre Seele dar, sondern auch Intendanten und andere Künstler.

Sehr ungehalten zeigte sich ein Kollege, dass ich dem Teufel in der Ausstellung *Ornamenta Ecclesiae* so viel Platz eingeräumt habe. Doch möchte ich auch heute noch, trotz seiner Verbannung im Bewusstsein der »Moderne«, nicht auf Bilder verzichten, die Attacken des Teufels zeigen – wie er dem Maler der schönen Maria die Leiter wegbricht oder wie er sich darüber beschwert, dass dieser die Muttergottes so schön und ihn so hässlich darstelle.³ Nicht viel ansehnlicher sind die vier Teufel in St. Georg auf der Insel

Reichenau, die eine Kuhhaut schleppen. Und der *Lincoln Imp* hockt mit seinen Schabernacks im Gehirn in der dortigen Kathedrale auf seinem alten Platz.

Die Gedanken schweifen zurück bis in die Zeit, als ich noch nicht einmal recht lesen konnte. Auch bei den Folianten aus der Bibliothek meines Großvaters, die in der Waschkommode verwahrt waren und mir 1945 verloren gingen, bleiben sie gerne haften. Mag sein, dass sie Einfluss darauf hatten, was später in Köln an großen Büchern entstand. Für Helmut Börsch-Supan war dies Anlass zu einer Polemik »wider die dicken Ausstellungskataloge« (im Schriften-Fest für Michael Meier, 1985), worauf ich in der Festschrift für Gerhard Bott 1987 antwortete – nicht ohne Beigabe des Teufelsbildes aus dem *Codex Gigas*,⁴ dem »größten Buch der Welt«.

Im Erzbischöflichen Gymnasium und im Veitsdom

Im Anschluss an die Volksschule in Straschnitz fuhr ich mit der Tram 22 ins Erzbischöfliche Gymnasium nach Dejwitz. Die gut einstündige Reise mit ihren Ausblicken auf Hradschin und Veitsdom, die Karlsbrücke und die Prager Altstadt war für mich jedes Mal wieder ein schönes Erlebnis. Im Veitsdom konnte man mich häufig sehen, Jan Nerudas (1834–1891) Erzählung *Die St.-Wenzels-Messe* im Kopf. Darin lässt ein Ministrant – auch ich war beim Pfarrer Gargela in unserer Straschnitzer Kirche einer gewesen – in einem kindlichen Traum »totes Gebein« der Gräber und Reliquienaltäre mitsamt den Parlerbüsten



auf der Empore lebendig werden: »Ich sah im Geist all die alten Herren, wie sie den Zug eröffneten, aber sonderbarerweise konnte ich mir den Rumpf und die Beine nicht dazu denken, nur die Büsten schwebten, dennoch schienen sie zu schreiten. Dann werden vielleicht die Erzbischöfe kommen, die hinten in der Kinski-Kammer liegen, nach ihnen die silbernen Engel vom Grabmal des heiligen Johannes von Nepomuk und hinter ihnen, das Kreuz in der Hand, der heilige Johannes. Dann die Gebeine des heiligen Sigismund, nur einige Knöchelchen auf einem roten Kissen, aber auch das Kissen schien zu schreiten.«

Diese Reliquienprozession mit ihren im Traum verlebendigten Akteuren habe ich das ganze Leben nicht vergessen. Auch als ich viele Jahre später im Kölner Dom saß und mich fühlte, als säße ich noch daheim im Veitsdom, fiel mir Nerudas Geschichte wieder ein. Und ebenso standen mir immer die Edelsteinwände in der Wenzelskapelle vor Augen, von Rainer Maria Rilkes Versen begleitet:

Alle Wände in der Halle
voll des Prachtgesteins; wer wüßte
sie zu nennen: Bergkristalle,
Rauchtopase, Amethyste.
Zauberhell wie ein Mirakel
glänzt der Raum im Lichtgetänzel,
unterm goldnen Tabernakel
ruht der Staub des heiligen Wenzel.
Ganz von Leuchten bis zum Scheitel
ist die Kuppel voll, die hohle,
und der Goldglast sieht sich eitel
in die gelben Karneole.